Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 31 — Marburg i. H., den 30. Juli — **1903**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille=Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Das Auge Gottes — Der Weg Gottes zu dem Menschen — Eine prinzipielle Auseinandersetzung über römische und evangelische Sittlichkeit (Herrmann und Mausbach) — Eine Verlorene. Erzählung — Die Aufgabe, welche die Entwicklung der Sozialdemokratie den Gebildeten stellt — Kirchenpolitische Fragen: 4. Kirche und Volk — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Gott läßt so oft in der Schrift zeugen, Er wolle keinen gezwungenen Dienst haben, und soll Niemand sein werden, er thu es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott, ist uns denn nicht zu sagen? Haben wir denn nicht Sinn oder Ohren? Ich sags abermal: Gott will nicht gezwungenen Dienst haben. Ich sags zum dritten mal, ich sags hundert tausend mal: Gott will keinen gezwungenen Dienst haben.

Ein Geschicht, wie Gott einer ehrbaren Klosterjungfrauen ausgeholfen hat. 1524

Das Auge Gottes

Wie sollte ich denn nun ein solch groß Uebel thun und wider Gott sündigen? 1. Mos. 39, 9.

In unserer Seele brennen oft unter dem ruhigsten Angesicht heiße Leidenschaften. Teils sind es quälende Wünsche nach Dingen, in deren Genuß wir endlich das volle Glück zu gewinnen meinen, teils sind es glühende Zornesregungen gegen Alles, was sich unserem Streben entgegenstellt. Wenn wir sie nicht sorgsam überwachen und bekämpfen, werden sie unserer Seele Herr. Immer begehrlicher und unwiderstehlicher züngeln sie nach ihrem Ziele hinüber. Die Begierde will Besitz, der Zorn will That werden. Wenn wir schon etwas erfahrener sind, beginnt dann das uns allen wohlbekannte Spiel zwischen dem heißen Drang und dem strengen Gewissen. Im Sold des Dranges führt der Verstand Gründe auf Gründe gegen das Gewissen ins Feld, die sein Wollen als erlaubt, ja als geboten hinstellen sollen, bis das Gewissen erlahmt.

Wohl, wenn dann aus dem Gedächtnis wie die Sonne hinter den Bergen Gottes ernstes Vaterantlitz auftaucht: Du sollst nicht begehren, du sollst nicht hassen. So tritt Gott als eine heilige Macht Vielen lebendig in die Seele. Er sagt uns fest und klar, was gut und böse ist. Das vergißt man hinfort nicht wieder. Jeder böse Gedanke ruft Gott in die Seele, und Gott weckt lauter gute Gedanken. Man weiß sich immer unter dem Scheine eines heiligen Auges, das sich durch kein eingelerntes Mienenspiel irre machen läßt, sondern tief in das oft so trübe Wogen unseres Inneren sieht. Von diesem Auge geht eine wunderbare Wirkung aus: bald schließt es uns die zornbebenden Lippen und leitet unsere neidischen Blicke nach einer andern Seite, bald öffnet es uns hilfreiche Hände und läßt eine Fülle von Glück und Güte in unserer Seele emporsprießen.

Wehe dem, der unter diesem Auge leben will und geht doch seine eigenen bösen Pfade! Wer mit dem Glanze dieses Auges auf dem Angesicht um so sicherer finsteren Gedanken nachhängen zu können glaubt! Seine Seele verfällt der Lüge und ihrem Fluch. Selig aber, der sich von ihm eine dunkle Stelle nach der andern in seinem Innern aufdecken läßt und nicht ruht, bis auch sie Licht geworden ist.

Niebergall

Der Weg Gottes zu dem Menschen

Vgl. Nr. 16—30

Auf zwei Wegen steigt seit den Tagen der Urzeit die Gottheit zum Menschen hernieder, und auf zwei Wegen steigt die Menschheit zu Gott empor: Offenbarung und Sakrament, Gebet und Opfer sind diese Wege.

Was das Erste und was das Zweite sei, ob Offenbarung im Herzen und das Wort des Herzens an Gott oder das geheimnisvolle Einswerden mit der Heiligkeit der Gottheit und die Gaben an sie, wer will es entscheiden? Nur der dürfte eine Antwort dafür haben, der uns sagen könnte, ob die Menschen eher dachten und sprachen, als sie handelten, oder ob sie zuerst wirkten, ehe noch die Sprache sich dem übervollen Herzen entrang.

Dies aber ist sicher, daß der Weg von der Gottheit zum Menschen, sei er Offenbarung oder Sakrament, das Frühere ist: nicht der Mensch hat die Gottheit gesucht, sondern die Gottheit suchte den Menschen. Sie that ihm ihr mächtiges Leben kund und schenkte ihm Teilnahme an ihrem Leben als sein köstlichstes Gut, als die höchste Erhöhung seines Lebens. Religion ist zuerst ein Empfangen, dann erst ein Geben.

So empfand der primitive Mensch, wenn sich ihm in dem immergrünen Baume, in der nie versiegenden Quelle, in dem starr aufragenden Felsen, im Zucken des Blitzes und im Rollen des Donners, im Rauschen des Waldes und in der Seele des Menschen selbst eine Macht des Lebens kund that, die über seine Kraft ging, damit er von ihr empfange Segen und Leben, und ihr gebe den Dank und die Bitte seines Herzens und die Erstlinge seines Gutes. So empfand es der hochgebildete Fromme unsrer Tage, wenn er in unsrer matten Gelehrtensprache Frommsein das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit nannte. Dies Gefühl verbindet uns mit dem Fernsten unsrer Ahnen, und erst die Oberflächlichkeit, die Hast und der Lärm unsres modernen Lebens haben Vielen die Empfindung für die Töne geraubt, mit denen dies Gefühl in uns Allen nachhallt.

Auch für Paulus war dies das Erste und Höchste, daß die Gottheit ihn ergriffen hatte, nicht er sie, und daß sie in seinem Innern zu ihm redete ohne Unterlaß. Seitdem der Christus, der Geist Gottes, in ihn eingezogen ist, hört er diese Rede in seinem Herzen, lauscht er dem, was ihm dort kund wird von Weissagung der Zukunft, von Deutung der Vergangenheit und von Weisung für das Handeln der Gegenwart, für das Bedürfnis des Tages. Vor Damaskus ist er nicht nur ein Apostel geworden, sondern vor allem ein „Prophet". Ein Prophet in dem echten Sinne seiner Zeit, nicht ein Orakelgeber. Unser Religionsunterricht, der in den überlieferten Geleisen geht, hat vielleicht keine schwerere Unthat begangen, als die, daß er uns die Propheten in solche Orakelgeber verwandelt hat, und dies so sehr, daß man eigentlich kaum versteht, wie es nach Jesus noch Propheten habe geben können. Denn die Propheten hatten auf Jesus zu weissagen, meint man, und mit Johannes dem Täufer ist der letzte dieser Orakelmänner von der Erde verschwunden. Das aber ist der Prophet denen nicht gewesen, die selbst Propheten gekannt haben, und vor allem denen nicht, die selbst Propheten gewesen sind. Von Propheten redet die älteste Christenheit da, wo ihr aus der Fülle des „Geistes", aus dem neuen, großen Erleben hervorquellende freie Rede entgegentritt, aus der die Hörer Erbauung, d. h. sittliches Wachsen, Trost und Zuspruch jeder Art erfahren 1. Kor. 14, 3, weil diese Rede aus gotterfülltem Herzen kommt und darum gewaltig zum Herzen spricht. Dabei kann der Prophet freilich die großen Dinge künden, welche der Glaube jener Zeit in die Zukunft malte, jene gewaltigen Katastrophen der Endzeit, von denen Paulus den Thessalonichern sagte, „daß wir Drangsal leiden müssen" 1. Thess. 3, 4, und unter denen Agabus besonders gewaltig eine Hungersnot schilderte, die man bald darauf unter Claudius eingetreten glaubte Apgesch. 11, 27 f. Aber ebenso kann der Prophet die Geschichte im Lichte seines neuen Lebens deuten, wie Paulus es Röm. 9—11 thut, oder mit dem hellsehenden Auge dessen, der Gleiches geduldet hat, das schuldgebeugte und sehnsüchtige Herz des Heiden durchdringen, der in die christliche Versammlung kommt:

> Wenn Alle „weissagen" und ein Ungläubiger oder Uneingeweihter kommt herein, so wird er von Allen überführt, von Allen beurteilt, die Geheimnisse seines Herzens werden offenbar. Da fällt er auf sein Antlitz nieder, betet Gott an und bekennt: Gott ist in Wahrheit in euch. 1. Kor. 14, 24 f.

So gewaltig ergreift Prophetenrede das Herz, so unerklärlich ist das Durchschauen der geheimsten Gedanken und Gefühle, daß selbst der Heide auf die in dem Christen wohnende Gottheit sein übermenschliches Wissen und die Wucht seiner Rede zurückführen muß. So loderte das Feuer, das der Prophet Paulus in den Herzen seiner Gläubigen angezündet hatte, so brannte es seit dem Tage von Damaskus unauslöschlich in seinem Herzen. In „Gesichten" und „Offenbarungen", in Worten, die er ihm zuflüsterte, in Bildern, die er ihm zeigte, in neuen Erkenntnissen, die wie aus unendlichen geheimnisvollen Tiefen plötzlich aufquollen, that sich ihm der Gottesgeist kund.

Das tiefste Sehnen dieses gottsuchenden Herzens war gestillt, die Buchreligion war vernichtet. Jetzt sprach sein Gott zu ihm nicht mehr aus den papiernen Blättern alter rätselhafter Schriften und aus den steifen Erklärungen spintisierender Gelehrter — da suchte ihn Paulus nur noch, wenn er Andern Etwas beweisen wollte —, sein Gott sprach zu ihm aus der Feuerflamme, die in seinem Herzen loderte, er sprach zu ihm in der Stille der Nacht und in der Arbeit des Tages. Und Paulus hörte seine Stimme.

Das ist die Religion; so sieht lebendige Religion aus. Und was man seit Jahrhunderten im Protestantismus wider die Schwarmgeister gesagt und was man gethan hat, unter uns die Propheten zu töten, um der alten Propheten Gräber zu schmücken: es ist Alles umsonst gewesen. Zu unserm Segen ist auch unter uns die Religion mächtiger als alte Bekenntnisschriften, und das Leben mit Gott hat sich auch von dem Inspirationsdogma niemals unterdrücken lassen. Es ist etwas ewig Menschliches, das hier wider die Verirrung unsrer Landeskirchen des sechzehnten Jahrhunderts kämpft, und es wird siegen. Wenn alle wissenschaftliche Kritik Nichts ändern wird: das religiöse Leben hat zuerst im Pietismus die alte Enge durchbrochen, und wenn der Pietismus sich heute in den meisten seiner Vertreter von seiner alten Gegnerin, der Orthodoxie, hat fangen lassen, so muß eine lebendigere und freiere Frömmigkeit sein Werk aufnehmen und fortsetzen. Denn fromm wird der Mensch, wenn er hört, daß das Wort Gottes auch zu ihm komme, zu ihm ganz persönlich, ganz deutlich, unwiderstehlich.

So redete die Gottheit vor Urzeiten zu den Vätern, so hat sie auch wieder neu zu Paulus geredet. Das ist das Ewige und doch ganz Neue, ihm persönlich Gegebene an seiner Frömmigkeit. Aber Paulus ist auch ein Kind seiner Zeit, des Altertums. Und so kennt er noch einen zweiten Weg, auf dem die Gottheit zu dem Menschen kommt: das Sakrament. Es giebt nur einen echten Begriff vom Sakrament, den katholischen und lutherischen; alle anderen Begriffe davon, zumal alle modern-theologischen sind nur Verwischungen und Umdeutungen dieses vorchristlichen Gedankens, dessen Widerstreit mit unserer Religion man seit der Reformationszeit in immer steigendem Maße gefühlt hat. Das Sakrament ist der äußere Weg, auf dem sich nach dem Glauben des primitiven Menschen die Gottheit mitteilt und zwar so mitteilt, daß sie dem Menschen an ihrem gewaltigen übermenschlichen Leben und an ihrer Heiligkeit teilgiebt. Einen Blutbund mit der Gottheit macht der Mensch, indem er sie, d. h. ihren Altar oder Stein oder Pfahl, und dann sich selbst mit dem Blute des Opfertieres bestreicht oder das Opfertier mit seinem Blute ißt. Ein „Genosse", eingetaucht in das geheimnisvolle Leben der Gottheit ist er, indem er den Ritus des Sakraments an sich vollzieht. Aus den längst von den Philosophen überwundenen Tiefen vorgeschichtlichen Lebens hatten sich Reste dieser Anschauung und Bräuche der Art bis in die Kaiserzeit hinein erhalten, ja sie waren im Laufe der letzten vorchristlichen Jahrhunderte zu neuem Leben erwacht. Sie hatten sich mit der Hoffnung auf die Unsterblichkeit verbunden und an den Kult der Licht-, Sonnen- und Frühlingsgottheiten angeschlossen. Indem man in deren „Mysterien" sich einweihen ließ durch das Schauen des Dramas und den Zaubertrank in Eleusis, anderswo etwa durch die Bluttaufe des Mithras und den Wasserbecher, den er seinen Gläubigen bot, gewann man an dem Leben des Gottes Anteil, starb man mit ihm, mit der Frühlingssonne im Winter und in der Nacht, und stand mit ihm auf zu einem neuen Leben in seliger Frühlingsluft und im neuen Tag der Ewigkeit. Das fühlte man, das erlebte man in jenen Mysteriengottesdiensten, und das war man sich bewußt an ihren Sakramenten zu haben. Diese Form der Religion hatte sich eben aufgemacht, jene sterbende Welt mit ihrer Sehnsucht nach Unsterblichkeit und nach greifbarer, sinnlicher Versicherung eines ewigen, seligen Lebens zu erobern, als Jesus auftrat. Er hat nicht getauft, wenn er sich auch selbst taufen ließ — wie die Taufe des Johannes gemeint war, können wir nicht mehr durchschauen —; er hat kein Sakrament gestiftet, wenn er gleich in jener Nacht das gebrochene Brot und den roten ausgegossenen Wein mit seinem gemarterten Leib und seinem vergossenen Blut verglichen hat. Ein Bild, eine Parabel war es, kein Sakrament. Aber in jener Zeit mußte aus dem Abendmahl ein Sakrament, mußte aus der Taufe Jesu eine sakramentale Weihung aller Jünger Jesu werden. Die Menschen konnten nicht anders.

Wer zuerst das Evangelium durch Aufnahme der zwei Sakramente umgestaltet hat, wissen wir nicht. Es war aber in der That der folgenreichste Schritt, den jemals das Christentum gemacht hat. Bei Paulus stehen wir vor der vollendeten Thatsache. Schon sind die Abendmahlsworte in diesem neuen Sinne umgestaltet: nicht mehr ist das Brot das Bild des gebrochenen Leibes, nicht mehr ist der Wein das Blut, vergossen für Viele Mark. 14, 22—25, sondern das Brot ist „mein Leib für euch" und der Becher ist „der neue Bund in meinem Blut" 1. Kor. 11, 23—25. Auf dem, was genossen wird, liegt der Nachdruck und darauf, daß es genossen wird. Schon stehen

Taufe und Abendmahl als zwei gleichartige Riten nebeneinander 1. Kor. 10, 1—4, wozu gar keine Veranlassung vorlag als die Analogie der Mysterienkulte. Schon sind Brot und Wein gedacht als Substanzen, in, mit und unter denen man Leib und Blut Christi sinnlich-übersinnlich genießt, d. h. mit dem himmlischen Wesen in eine reale Verbindung tritt 1. Kor. 10, 1—6. Niemals ist vielleicht der echte Sakramentsgedanke klarer ausgesprochen worden als von Paulus in 1. Kor. 10, 15—21: die vom Altar in Jerusalem essen, sind „Genossen" des Altars, haben in eigentümlicher Weise teil am „Altar", am Opfer, schließlich am Leben und der Heiligkeit der Gottheit. Die vom Opferfleisch der Heidengötter essen, geraten ebenso in die „Gemeinschaft mit den Dämonen". Und als Drittes reiht sich an — das Abendmahl, durch das man ebenso in die Gemeinschaft des Leibes des Christus kommt, an Christus Anteil gewinnt, ein Genosse des Christus wird. Wie die Gläubigen der Mysterienkulte mit ihrem Gott „sterben" und „leben", so spricht Paulus bereits von der Taufe:

Wißt ihr nicht, daß wir Alle, die wir auf Christus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind? So sind wir also mit ihm begraben worden, durch die Taufe auf den Tod, damit, wie Christus auferweckt wurde von den Toten durch die Glorie des Vaters, so auch wir im neuen Stande des Lebens wandeln sollen Röm. 6, 3 f.

Wenn Paulus hier „wandeln sollen" sagt, so hat er einer ursprünglich anders gedachten Anschauung, die oft genug bei ihm vorkommt (vgl. z. B. 6, 8), eine sittliche Wendung gegeben. An sich wirkt das Sakrament durch das Mitsterben auch das Mitleben. So hat man denn auch schon in Korinth für die Nichtgetauften, also als Nichtchristen gestorbenen Toten sich stellvertretend taufen lassen. Man hat also dem Sakrament bereits damals eine derartig magische Wirkung für das Jenseits zugeschrieben. Und Paulus argumentiert aus diesem Gebrauch als einem völlig berechtigten und wirksamen Mittel 1. Kor. 15, 29. So tief ist das Sakrament bereits in das Christentum eingedrungen.

Unvermittelt steht bei Paulus die Sakramentsreligion neben der Religion der Innerlichkeit: bald bringt der Glaube den „Geist", bald thut es die Taufe; bald vereinigt der Glaube mit Christus, bald das Abendmahl. Kein Systematisieren hat die beiden Vorstellungsreihen noch vereinigen können. Sie sind nicht zu vereinigen. Denn es sind zwei verschiedene Religionen, die hier zusammengetroffen sind. Der erste Schritt zum Katholizismus ist gethan. In den Kern der Frömmigkeit ist zuerst die vorchristliche Religion wieder eingedrungen. Die Jahrtausende alten Empfindungen der Väter verbinden sich mit der neuen Sehnsucht und weben auch um die junge Religion der Innerlichkeit wieder den phantastischen Schleier des Symbols, welches die Menschheit damals noch nicht anders haben konnte als in seiner realistischen Auffassung im Sakrament

Heinrich Weinel

Eine prinzipielle Auseinandersetzung über römische und evangelische Sittlichkeit

Die katholische Moral. Von Professor Dr. Mausbach in Münster. Zweite Auflage. Köln, Bachem 1902. 2,50 Mk.

Römische und evangelische Sittlichkeit. Von Professor D. Herrmann in Marburg. Dritte Auflage Marburg, Elwert 1903. 2 Mk.

Während die Kritik der römischen Moral, soweit sie an Liguoris Moraltheologie anknüpfte,*) mehr die einzelnen Auswüchse römischer Kasuistik ins Auge faßte, haben wir in den vorliegenden Schriften eine prinzipielle Auseinandersetzung über römische und evangelische Sittlichkeit überhaupt. Professor Herrmann hat in einem Chemnitzer Vortrage darüber referiert, der nun in dritter Auflage vorliegt und durch Beantwortung zweier Gegenschriften auf das Dreifache seines ursprünglichen Umfanges angewachsen ist. Unter seinen Gegnern kommt besonders Professor Mausbach in Betracht, derselbe, der auch auf Hoensbroechs „Ultramontane Moral" in einer kleineren Broschüre geantwortet hat. Während er diesem gegenüber sich die Polemik sehr bequem gemacht hat, zeigt er in der vorliegenden Schrift ein tieferes Eingehen auf die sachlichen Gegensätze. Zunächst sucht er die viel angefeindete Kasuistik als einen unentbehrlichen Zweig der katholischen Moraltheologie nachzuweisen; dann verteidigt er in einem zweiten umfangreicheren Abschnitte die römische Moral überhaupt gegen die Vorwürfe äußerer Gesetzlichkeit, probabilistischer Laxheit, schablonenhafter Abschätzung des sittlichen Handelns u. s. w., und stellt zum Schluß noch einige Forderungen für einen der Neuzeit entsprechenden Betrieb katholischer Moraltheologie auf.

Bei Herrmann ist zunächst anzuerkennen, daß er, ohne bei einzelnen Auswüchsen römischer Kasuistik sich aufzuhalten, gleich von vornherein das Problem in seiner ganzen Tragweite erfaßt, nämlich die römische Art in Glauben und Sittlichkeit überhaupt, und mit einer unerbittlich scharfen Dialektik das „Unsittliche", man könnte vielleicht milder sagen das „Untersittliche", das äußerlich Rechtliche darin aufweist. Für Mausbach ist diese scharfe Dialektik sichtlich unbequem. Immer wieder klingt bei ihm das Argument durch, daß es doch in der katholischen Moral so schlimm nicht stehen könne, wenn man auf das praktische Verhalten der katholischen Bevölkerung im Allgemeinen achte. Es giebt eben eine naive, glückliche Inkonsequenz, welche bei dem schlichten Christen die verkehrten Prinzipien nicht so zum Bewußtsein kommen läßt, zumal bei dem katholischen Christen, dem die sittliche Unmündigkeit fast zur zweiten Natur wird. Wir wollen auch nicht übersehen, daß Mausbach das Bestreben zeigt, die römische Moral in einzelnen Punkten zu idealisieren, z. B. in der Art, wie er über Liguoris Autorität urteilt, wie er Gury (s. u.) preisgiebt, und wie er den Probabilismus eigentlich mehr zu entschuldigen als zu rechtfertigen sucht. Aber umso instruktiver ist es nun, an Herrmanns Ausführungen zu sehen, wie eine zur vollen Klarheit über ihr eigenes Wesen durchgedrungene Sittlichkeit notwendig zur Verwerfung römischer Moral-Prinzipien führen muß. Daß die Schlußurteile Herrmanns dabei ziemlich schroff lauten, muß man einer gewissen herben Unerbittlichkeit seiner dialektischen Art zu Gute halten, die übrigens nicht bloß römischen Theologen gegenüber sich äußert.

Herrmann stellt also die These auf, daß die römische Sittlichkeit Beugung unter ein fremdes äußeres Gebot ist, während die evangelische Sittlichkeit nur das als Gebot gelten läßt, was sich unserm eigenen Innern als die uns beherrschende sittliche Macht aufdrängt. Er weist auf die Analogie des römischen Glaubens hin, welche ein gehorsames Hinnehmen fremder Gedanken bedeute. Mausbach bestreitet diese Analogie und sagt (S. 15): „Der Glaube sagt mir, was Gott ist und für mich gethan hat, die Sittlichkeit sagt mir, was ich selbst thun und sein soll." Er übersieht aber dabei, daß der Mensch in seinem innersten Leben doch ein einheitliches Wesen ist. Wenn also mein Glaube den Vorsatz einschließt, Lehren für wahr zu halten, deren Inhalt keine selbsterlebte religiöse Wirklichkeit ausdrückt, so kann es nicht ausbleiben, daß nun auch in der Moral ebenso der Trieb zum eigenen Erfassen der sittlichen Wahrheit erlahmt. Man unterwirft sich dem äußeren Gebot gerade so, wie man den fremden Glaubenssatz hinnimmt, und behält sich dabei nur vor, gelegentlich auch einmal zu Gunsten des eigenen Ich begründete Einwendungen gegen das geltend gemachte äußere Gebot zu erheben. Das ist aber nicht Verwirklichung der Sittlichkeit, sondern vielmehr das Gegenteil davon. Herrmann führt zur näheren Erläuterung die Stellung der römischen Moral zur Wahrhaftigkeit und den Probabilismus an.

Die Wahrhaftigkeit wird von römischen Theologen gelegentlich definiert als der Wille, so zu reden wie man denkt. Mit Recht weist Herrmann darauf hin, daß damit die Wahrhaftigkeit noch gar nicht in ihrem vollen Umfange erschöpft ist. Dazu gehört doch vor allem auch die Pflicht, die gegebene Wirklichkeit als solche anzuerkennen und der eigenen Erkenntnis rücksichtslos nachzuleben (S. 20). Aber gerade dagegen ver-

* Vgl. Jahrgang 1902 Nr. 29. 30.

stößt die eben erörterte römische Auffassung von Glauben und Sittlichkeit. So kann es nun nicht ausbleiben, daß auch die Wahrhaftigkeit im engeren Sinne darunter leidet. Herrmann beruft sich dafür auf den bekannten Kasus bei dem römischen Moraltheologen Gury, wonach eine Ehefrau einen begangenen Ehebruch ableugnen darf unter Gedankenvorbehalt, indem sie entweder sagt: sie habe die Ehe nicht gebrochen, da ja dieselbe formell noch fortbesteht, oder: sie sei eines solchen Verbrechens nicht schuldig, falls sie inzwischen gebeichtet hat und losgesprochen ist, oder kurzweg: sie habe den Ehebruch nicht begangen, nämlich als einen solchen, den sie offenbaren müßte.

Zu solchen Verkehrtheiten kommt man aber, wenn man die sittliche Pflicht, in diesem Falle also die Wahrhaftigkeit, als ein von aller inneren Nötigung losgelöstes, äußerlich an uns herantretendes Gebot auffaßt und nun nur darauf achtet, daß diesem Gebote sein formales Recht gewahrt wird, während daneben die eigentlichen Herzensgedanken ganz andere Wege gehen. Vielmehr muß umgekehrt die innere Nötigung vorangehen, die Brüder zu lieben und Gemeinschaft mit ihnen zu pflegen, und von da aus ergiebt sich dann auch die Pflicht wahrer Rede. Tritt aber einmal der Fall ein — natürlich nicht bei dem leichtfertigen Beispiel Gurys vom Ehebruch, aber vielleicht dann, wenn der Arzt einem Schwerkranken gegenübersteht (so Herrmann), daß man dem Andern die Wahrheit versagt, so ist das nicht als Umgehung der sittlichen Verpflichtung zur Bruderliebe aufzufassen, die vielmehr nach wie vor in Kraft bleibt, sondern dieselbe sucht sich in diesem abnormen Falle, wo geistige Gemeinschaft doch nicht möglich ist, nur einen andern Ausweg zu ihrer Bethätigung, nämlich den Weg therapeutischer Behandlung. Dann aber „gestattet" man nicht die Notlüge, wie Mausbach meint, sondern umgekehrt, man thut seine Pflicht, indem man hier die Wahrheit versagt.

Man kann über die richtige Anwendung im einzelnen Falle streiten und wird jedenfalls große Vorsicht üben müssen, aber das Prinzip ist richtig. Mausbach, dem die Entscheidung Gurys auch nicht sonderlich gefällt (S. 61), vermag doch zu dem richtigen Prinzip selbst nicht durchzudringen, sondern beschuldigt Herrmann (S. 16), daß er jenen Kasus bei Gury „ungebührlich ausschlachte". Allein Gurys Entscheidung, die sich übrigens schon bei Liguori findet, nur nicht so vollständig (Lib. IV Tr. 2 Nr. 162), ist weiter nichts als eine Anwendung des bedingten Gedankenvorbehaltes (restrictio non pure mentalis), der im bewußten Unterschiede von dem durch Innocenz XI. verbotenen reinen Gedankenvorbehalt (pure mentalis) in der römischen Kirche offiziell approbiert worden ist. Bedingt oder „nicht rein innerlich" ist dieser Vorbehalt insofern, als äußere Umstände vorhanden sein müssen, die ihn zur Not erkennen ließen, die aber von dem Betroffenen selbst natürlich nicht gemerkt werden.

Als ein weiteres Beispiel für die Veräußerlichung und Verflachung der Sittlichkeit durch die römische Moraltheologie führt Herrmann den Probabilismus an. Eigentlich war ja schon jener erwähnte Kasus bei Gury ein Beispiel probabilistischer Behandlung. Hier handelt es sich also um das Prinzip selbst. Der Probabilismus übt seine Wirkung aus auf dem Gebiete der Kasuistik, d. h. der Untersuchung und Entscheidung einzelner zweifelhafter Gewissensfälle, und zwar thut er es in dem Sinne, daß er gewissermaßen den Advokaten des eigenen Ich spielt, daß er auf annehmbare Gründe (sententiae probabiles, daher der Name) oder auf gewichtige Moralautoritäten hinweist, welche in dem vorliegenden Falle es rechtfertigen, von der sonst geltenden allgemeinen sittlichen Regel abzugehen. So ist es die historische Bedeutung des Probabilismus gewesen, daß er den Ernst der christlich-sittlichen Forderungen zu Gunsten einer leichter erreichbaren Durchschnittsmoral abgeschwächt hat. Oft genug ist er deswegen von seinen Vertretern gepriesen worden, auch bei Mausbach klingt diese Erkenntnis leise durch, wenn er z. B. sagt (S. 94), es sei die soziale Bedeutung des Probabilismus, eine einheitliche „untere" Grenze des Sittlichen und Christlichen im Volke aufrecht zu erhalten. Wir wollen nicht untersuchen, wie tief diese untere Grenze zuweilen liegt, sondern wollen nur die Frage aufwerfen, ob man ein Recht hat, dieselbe mit der Bezeichnung christlich und sittlich zu decken. Mausbach sagt bei der Verteidigung der Kasuistik (S. 37 ff.), es sei viel leichter, hochklingende ethische Prinzipien akademisch vorzutragen, während daneben das praktische Leben mit seiner Geschäftsmoral seine eigenen Wege gehe, unbekümmert um die hohen Prinzipien. Es soll ja nun keineswegs die Schwierigkeit geleugnet werden, die auch uns evangelische Christen drückt, wenn wir Ernst machen, christliche Prinzipien und praktisches Leben in Einklang zu bringen. Aber liegt denn etwa die Lösung dieser Schwierigkeit darin, daß ich zur landläufigen Moral herabsteige und durch eine Art Kompromiß mit ihr eine „untere" Grenze des Sittlichen gewinne und nun Etwas sittlich nenne, was es doch nach den zartesten Regungen meines Gewissens eigentlich gar nicht ist? Ist eine solche scheinbare sittliche Beherrschung der Welt nicht zu teuer erkauft durch die Herabstimmung meiner sittlichen Forderungen? Muß ich nicht vielmehr meine sittlichen Prinzipien mit ihrem energischen Protest gegen eine unsittliche Praxis des Lebens hochhalten, unbekümmert um den augenblicklichen kirchlichen Erfolg, aber in der getrosten Zuversicht, daß die Weltentwicklung unter der Leitung meines himmlischen Vaters sich schließlich doch in der Richtung auf meine sittlichen Prinzipien hin bewegen muß?

Das ist also die allgemeine Situation des Probabilismus. In welcher Weise er nun das sittliche Bewußtsein des Einzelnen beeinflußt, hat Herrmann genau analysiert (S. 104 ff.). Der Probabilismus kommt zur Anwendung, wenn im Gewissen des Menschen der Zweifel eintritt, ob in dem vorliegenden Falle eine sittliche Verpflichtung nach einer bestimmten Richtung hin vorliegt oder nicht. Mausbach will nun aus solchem vorhandenen Zweifel herauslesen, daß hier also keine zwingende moralische Gewißheit vorhanden sei (S. 89). Und er will dann seelsorgerliche Milde walten lassen und dem Menschen die sittliche Nötigung ersparen, wenn eben annehmbare Gründe dagegen vorhanden sind. An deren Stelle können auch theologische Autoritäten treten: denn die Berücksichtigung dessen, was erfahrene Seelenführer über einen Punkt gedacht haben, gebe „eine bessere Gewähr für die richtige Bestimmung der Pflicht, als die Verweisung des unreifen oder unklaren Beichtkindes auf sein eigenes Denken" (S. 94). Aber so leichten Kaufs läßt sich die Instanz eigener sittlicher Entscheidung nicht abthun. Bekanntlich müssen wir doch bei jedem sittlichen Fortschritt, der uns innerlich weiterbringen soll, durch solche Momente des Zweifels hindurch, in welchen die wachsende sittliche Einsicht mit unserer bisher erlangten sittlichen Verfassung im Kampfe liegt. Und zeigen nicht bei jenem „unklaren" Beichtkinde doch gerade die aufsteigenden Zweifel eine beginnende sittliche Klärung an? Ist es denn richtig, diese beginnende sittliche Klärung zu ignorieren und die Zweifel durch die Berufung auf irgend welche zulässigen Gründe oder gar auf fremde Autoritäten niederzuschlagen, anstatt das sittliche Wachstum nach Kräften zu fördern und anzuregen? Und können überhaupt fremde Gedanken, möchten sie auch noch so gut begründet sein, mir einen Ersatz dafür bieten, daß ich der Stimme meines eigenen sich regenden Gewissens nicht gefolgt bin? Mausbach tröstet sich damit, daß es der katholischen Praxis gelungen sei, ihren Gläubigen die allgemeinen Pflichten, z. B. Vermeidung von Diebstahl, Unzucht, Feindseligkeit, mit genügender Deutlichkeit einzuschärfen (S. 89), sodaß ein Katholik um seinen sittlichen Fortschritt nicht bange zu sein brauche. Allein dieses allgemeine Festhalten am Gesetz, das übrigens in seiner Weise auch der Polizeistaat zu leisten versucht, wird doch zum Teil wieder illusorisch gemacht und vor allem um seinen inneren Wert gebracht, wenn nun im einzelnen Falle sittlicher Ueberlegung Mittel und Wege dargeboten werden, sich den aufsteigenden Nötigungen der eigenen sittlichen Einsicht zu entziehen. Nicht die Konformierung des sittlichen Handelns mit äußeren Gesetzen, sondern die Erziehung zur selbständigen sittlichen Persönlichkeit muß das Ziel einer spezifisch christlichen Ethik bleiben.

Neben dem Gedankenvorbehalt und dem Probabilismus wird in den geschichtlichen Darstellungen der christlichen Ethik

gewöhnlich noch der Intentionalismus oder die Absichtslenkung als dritter Hauptschaden der katholischen Moraltheologie angeführt, d. h. die Rechtfertigung einer schlechten Handlung durch eine ihr untergeschobene gute Absicht („der Zweck heiligt die Mittel“). Herrmann hat diese Frage nicht berührt, und in der That handelt es sich hier mehr um eine jesuitische Spezialität als um eine Angelegenheit der katholischen Moraltheologie überhaupt. Mausbach erörtert die Frage, macht sich aber die Sache sehr leicht, indem er unter Berufung auf einige neuere Abhandlungen den Intentionalismus lediglich für eine böswillige Erfindung Pascals erklärt. Richtig ist an dieser Behauptung nur, daß Pascal allerdings die Formel ‚méthode de diriger l'intention‘ erst geprägt hat. Aber die eigentliche Frage, ob er damit die betreffenden jesuitischen Moral-Ausführungen richtig kennzeichnete, dürfte nach dem vorhandenen Material, das neuerdings Zöckler wieder zusammengestellt hat (vgl. „Die Absichtslenkung“. Gütersloh Bertelsmann 1902. 1 Mk.) doch entschieden zu bejahen sein, zumal wenn man, wie es auch Zöckler thut, zur näheren Erläuterung das sonstige Verhalten des Ordens mit berücksichtigt. Für unsere Prinzipienfrage käme übrigens dieser Punkt nur insofern in Betracht, als damit ein weiteres Beispiel geliefert wäre für die Art, wie man auf römischer Seite sich mit dem Sittengesetz als einer äußerlich rechtlichen Schranke gelegentlich abzufinden sucht.

Von größerer prinzipieller Tragweite sind einige andere bei Mausbach erörterte Dinge, die Herrmann ebenfalls nicht berührt, z. B. die quantitative Abschätzung des sittlichen Handelns, wohin auch die Klassifikation in läßliche und Todsünden gehört. Mausbach bemüht sich eine objektiv vorhandene Rangordnung von sittlichen Werten nachzuweisen, denen die Beurteilung des menschlichen Handelns schon an und für sich unterliegen soll, z. B. beim Diebstahl die Höhe des gestohlenen Betrages (S. 107). Allein erst die persönlich sittliche Stellung des Menschen spricht hierbei das entscheidende Wort; ja sie verschiebt sich bei ein- und demselben Menschen mit seinem sittlichen Wachstum. Je reifer er innerlich wird, um so bedeutungsloser müssen die äußern Normen für ihn werden. Will man ihn dennoch bei den äußerlichen Taxen für Tod- und läßliche Sünden festhalten, so geht es wie beim Probabilismus: statt den Menschen in seiner wachsenden sittlichen Erkenntnis und Selbstbeurteilung zu fördern, wirft man ihn wieder zurück auf das Durchschnittsmaß der einmal festgestellten Normen.

Es ist immer wieder derselbe prinzipielle Unterschied zwischen römischer und evangelischer Sittlichkeit: dort gesetzliche äußere Normen, mit denen das sittliche Individuum sich abfinden muß, hier persönliche sittliche Selbstentscheidung, zwar angeregt durch die erzieherische Autorität der Kirche, aber schließlich ausmündend in die freie Selbstbestimmung der christlichen Persönlichkeit.

Mausbach bestreitet nun freilich, daß die Unterwerfung unter solche objektiven äußeren Normen das persönliche Moment in unserm sittlichen Leben beeinträchtigen könne (S. 73ff.), da doch die Thomistische Philosophie, die in der katholischen Kirche maßgebend ist, darauf bedacht gewesen sei, die sittlichen Gebote aus dem Wesen des Menschen selber zu begründen. Allein mit Recht weist Herrmann darauf hin, daß der sittliche Wert meines Handelns doch nicht von irgend welchen gelehrten Spekulationen abhängt, die mir dabei gar nicht zum Bewußtsein kommen, sondern lediglich von dem, was sich mir selber im vorliegenden Einzelfalle als sittliche Nötigung aufdrängt. Mausbach findet darin verwerflichen Kantischen Subjektivismus, und so spitzt sich die Kontroverse zu einer interessanten Debatte: Kant contra Thomas von Aquino zu. Nun ist aber doch für Jeden, der nicht wie Willmann in seiner „Geschichte des Idealismus“ eine dogmatische Abneigung gegen Kant hat, ohne Weiteres klar, daß dieser sogenannte Kantische Subjektivismus keineswegs Auflösung der Sittlichkeit in subjektive Willkür bedeutet, sondern vielmehr die persönliche Sittlichkeit in einem überempirischen höchsten Gesetz fundamentieren will. Und darin besteht gerade sein hoher Vorzug gegenüber einem Thomas von Aquino, der zu seiner empirischen Aristotelischen Ethik zwar auch den überweltlichen Willen Gottes hinzunehmen muß, aber diesen Willen Gottes als etwas Aeußerliches daneben stehen läßt. Es ist ihm in seiner praktischen Philosophie ebensowenig wie in der theoretischen gelungen, beide Elemente zu einer wirklichen Einheit zu verbinden.

Mausbach ist nicht blind gegen manche Schwächen römischer Moraltheologie, ja es dämmert ihm zuweilen ein Verständnis dafür auf, daß der Katholizismus Gefahr läuft, auch auf diesem Gebiete rückständig zu werden. Aber er sucht dies zu entschuldigen mit der Bindung des Katholizismus an die jenseitige Welt, die ihn den irdischen Aufgaben leicht entfremde. Aber nicht diese Verbindung überhaupt ist es, die ihn behindert, sondern ihre falsche äußerliche Art, während gerade die rechte innere persönliche Durchdringung mit überweltlichem Inhalt uns evangelischen Christen der allerbeste Hebel wird zu einem jeden wahren geistigen Fortschritt. Hoepel

---

Eine Verlorene

Erzählung

Sie war noch sehr jung, die blonde kleine Frau Pfarrer, kaum achtzehn Jahre alt, in der Gemeinde sprach man stets in wohlwollendem patronisierendem Ton von ihr. Besonders die älteren Frauen hatten, offenbar im Gefühl der Schwere ihrer weiblichen Erfahrung, etwas Mitleidiges in der Stimme. Bemitleidenswert kam sich aber Anneliese gar nicht vor, sondern „elend glücklich“, wie sie mit dem letzten dahinschwindenden Rest ihres Backfischjargons versicherte. Sie war voll brennend guter Vorsätze, ihren Platz als Pfarrfrau recht auszufüllen, nur ein bischen ungeschickt und schüchtern stellte sie sich an. Einstweilen war die Sprache, die grobe unverständliche Bauernsprache, dem Stadtkind noch hinderlich im Verkehr, und ihr sonniges, freundliches Lächeln, oder das bekümmerte mitleidvolle Gesicht, waren das beste Verständigungsmittel. Der ältere ernste Gatte ließ sie lächelnd gewähren und schaute ihr zu, wie man das Spiel eines liebenswürdigen Kindes beobachtet.

Sie selber aber nahm ihre Aufgabe sehr ernst, nur getraute sie sich nicht zu zeigen wie ernst, denn sie fühlte wohl, daß Niemand es ihr recht glaubte, und daß die alten Frauen zu ihr sprachen, wie man zu einer Konfirmandin spricht. Auch im Pfarrkranz, wo die würdigen ihr an Alter und Weisheit so überlegenen Pfarrfrauen sich einfanden und bei dickem schwarzem Cichorienkaffee ihre Erfahrungen austauschten, ging es ihr ebenso.

Mochte sie von ihren Kochversuchen während der zweimonatigen Ehe erzählen, oder von ihren Erfolgen in der Hühnerzucht, stets begegnete sie denselben halb belustigten, halb nachsichtigen oder gerührten Gesichtern.

Einmal sprachen die Frauen von Krankenbesuchen und erzählten von ihren guten Werken, wie sie da einem alten Weib mit Suppen aufgeholfen und dort ein Kind glücklich durch schwere Krankheit gebracht hatten. Hier las eine Pfarrfrau einer Blinden vor, dort war eine in allen Wochenstuben zu Haus.

Anneliese lauschte mit glühenden Wangen. So wollte sie auch werden, eine Helferin in allen Nöten. Ehrfurchtsvoll betrachtete sie die große dicke Frau mit den energischen Zügen und der tiefen Stimme und neben ihr die magere ergraute Pfarrerin aus dem hinteren Wald mit den klugen gütigen Augen und dem unmodernen häßlichen Kleid. Ueber die ganze lange Tafel liefen ihre Augen herab, wo sich alle Hände fleißig am Strickstrumpf regten und die glatten Scheitel sich über die Arbeit beugten. Welch eine Summe von Tüchtigkeit und Fleiß und Liebe in unscheinbarer Form! Anneliese senkte beschämt errötend den Kopf, als sie daran dachte, wie sie manchmal über ein geschmackloses Kleid, ein linkisches Benehmen, über irgend eine Unwissenheit und Unbildung gespöttelt hatte, sie, das kluge Professorentöchterchen. Demütig bückte sie sich, als ihrer Nachbarin der Wollknäuel fiel und verfolgte ihn weit unter den Tisch, zur Buße für ihren Hochmut.

Anneliese war nachdenklich beim Heimweg. „Mi Alberte“, sagte sie seufzend und hing sich in den Arm ihres Gatten, „ich wünschte, ich wäre wie die Frau Pfarrer vom hinteren Wald.“

„Ich nicht!“ antwortete aus tiefster Ueberzeugung der Pfarrer.

„Nun ja,“ sie machte eine kleine abwehrende Geste, „sie ist alt, aber ich möchte so viel Gutes thun, wie sie.“

„Dazu ist mein Kindlein noch viel zu klein,“ sagte neckend der große Mann.

Sie schmollte ein wenig. „Laß mich doch auch manchmal Kranke besuchen,“ bat sie endlich zaghaft.

Albert ließ seine Augen über die zierliche kleine Gestalt gleiten bis hinunter zu den flinken Füßchen, die nach Kinderart im raschelnden Herbstlaub wühlten.

„O Mäuslein!“ sagte er dann lachend.

Sie sah schüchtern bittend zu ihm auf, aber sie getraute sich Nichts mehr zu sagen, denn auch in den Augen Alberts lag dieser freundlich überlegene Ausdruck, und sie kam sich wieder sehr klein und unbedeutend vor.

Schweigend rauschte sie weiter in den braunen Buchenblättern. Der Mond warf ein unsicheres Licht zwischen die kahlen Bäume hin. In der Ferne schimmerten schon die Lichter des Dorfs, das mit seiner einzigen ärmlichen Gasse den steilen Berg hinauf kroch. Durch die unverschleierten Fenster sah man die Familien um ärmliche schirmlose Hängelampen geschaart; Kinder, die sich in Schlaf weinten, hörte man durch die trüben beschlagenen Scheiben hindurch. Im Wirtshaus ging es lärmend zu, dort saßen die Burschen beim schwarzwälder Heidelbeerschnaps. Anneliese beschleunigte ihre Schritte, als sie den breiten Lichtstrom überschreiten mußte, der aus den hellen Fenstern auf die Straße fiel.

„Mein Dörflein,“ dachte sie stolz und schaute bald rechts, bald links, wie eine Mutter, die zwischen den Betten ihrer schlafenden Kinder hindurchschreitet. Die Augen wurden ihr feucht von dem überquellenden Gefühl der Liebe, das ihr das Herz erbeben machte. Sie drückte heftig den Arm ihres Gatten und murmelte: „Ich bin so glücklich!“

Etwas abgelegen von der Dorfstraße stand ein dunkles kleines Häuschen mit tief überhängendem Strohdach. Eine einfache Quelle rauschte in einen morschen Holztrog. Sie war das einzig Lebende am ganzen Haus.

„Wer wohnt dort?“ fragte Anneliese; „wie dunkel und trübselig es ist, selbst der Mond scheint nicht hin.“

Albert schaute zu dem Häuschen und seine Stimme klang bekümmert. „Dort? Eine —“ er machte eine Pause und vollendete dann zögernd, „eine Verlorene.“

„Warum verloren? Ist sie krank?“

„Ja, auch das, aber frage mich nicht darüber, ich denke nicht gern an sie.“

Anneliese schwieg sofort, aber sie merkte sich das Häuschen und stieg in tiefe Gedanken versunken den Berg zum Pfarrhaus hinan.

* * *

Der Pfarrer war im Filialdorf. Seine kleine Frau hatte ihn bis zur Brücke begleitet, unter welcher der reißende Schwesterbach rauschte. Sie hatte sich ein paar glühend rote Backen angelaufen, denn der Novemberwind sauste wild auf dem kahlen Bergrücken und ihr Mann machte so große Schritte mit seinen langen Beinen, wenn er im Filialschritt ging, daß sie fast laufen mußte, um an seiner Seite zu bleiben. Jetzt war seine schwarze Gestalt in den Tannen verschwunden; Anneliese steckte das Taschentuch ein, mit dem sie ihm noch nachgewinkt hatte und machte sich im langsamsten Schlendergang auf den Heimweg.

Der Nachmittag neigte sich schon dem Ende zu, im schmalen Schwestertal wälzten sich weiße Nebelsäulen, von denen sich Ballen und flatternde Streifen lösten, die an den bewaldeten Hängen hinaufstiegen und in den Wipfeln der Tannen hängen blieben. Hier und da blitzte ein schwaches Licht durch den brauenden Nebel oder tauchte ein dunkles Dach auf, dessen blauer Schornsteinrauch sich mit dem feuchtkalten Gewoge vermischte. Auf der Dorfstraße war es noch lebendig; kleine Buben trieben die Kühe zur Tränke, die, der langen Stallhaft entflohen, verwegene Sprünge machten, sodaß Anneliese ängstlich zögerte, an der übermütigen Gesellschaft vorbeizugehen.

„Die thon dir nix,“ tröstete ein kleiner stämmiger Kerl von sechs Jahren und schwang drohend die Peitsche gegen die Ungetüme, die gehorsam zur Seite wichen.

Nun stand Anneliese vor dem Häuschen, das ihr am Abend vorher aufgefallen war. Es lag noch gerade so still und erstorben, und nicht einmal ein Rauchwölkchen zeigte an, daß da ein menschliches wärmebedürftiges Wesen hauste.

Anneliese zögerte ein wenig vor der großen Schmutzlache, die sie zu überschreiten hatte und in deren Mitte ein flacher Trittstein lag.

Der kleine Bursche mit seinen Kühen kam vom Brunnen zurück. Er pflanzte sich mit der langen Peitsche vor der Pfarrerin auf und guckte sie erstaunt an, als sie ihr Kleid aufnahm, um den Sumpf zu überschreiten.

„Du, Pfarrere, da mueßt net na geha, da wohnt e Hex!“

Anneliese lachte nur und setzte mit kühnem Sprung über den Stein auf das Trockene. Der Kleine wartete, bis sie an der ausgetretenen Steintreppe angelangt war; als er merkte, daß Anneliese Ernst machte, rief er noch dringlicher:

„Du, Pfarrere, sie dreht de kloane Kinder d' Krage um.“ Als aber die Pfarrerin ohne zu antworten die wenigen Stufen hinanstieg, nahm er Reißaus und jagte seinen Kühen nach, um nicht auch der Hexe in die Hände zu fallen.

Die Besucherin tastete sich durch den finstern holperigen Flur, bis sie mit der Hand an eine Thüre stieß, an die sie klopfte. Niemand antwortete, nur eine Bettstelle krachte, als ob sich Jemand drin herumwerfe. Sie klopfte noch einmal; ein heiseres Husten ließ sich hören. Beherzt trat sie ein.

In der niedrigen Stube war es fast finster und eine erstickende Luft schlug ihr entgegen.

„Guten Abend,“ sagte sie freundlich.

„Wer isch denn do?“ fragte eine mürrische Stimme aus dem Hintergrund.

„Ich bins.“

„Ich, ich — so kann jeder Esel sage.“

Anneliese errötete ein wenig. „Es ist nur die Pfarrerin,“ sagte sie beschämt.

„So,“ antwortete die Kranke frostig und schwieg.

Eigentlich wäre die junge Frau bei diesem Empfang am liebsten wieder umgekehrt. Aber tapfer überwand sie ihre Fluchtgedanken und sagte: „Es ist so finster hier, kann ich irgendwo ein Licht finden?“

„Ufm Tisch,“ brummte es zurück.

Sie tastete sich zu dem wackeligen Möbel, das mit Tüchern, einer zerbrochenen Wasserkanne und anderem schmutzigen Geschirr beladen war. Hier fand sie glücklich Schwefelhölzer und eine kleine schmierige Erdöllampe.

Endlich konnte Anneliese sehen, wo und bei wem sie war. In der äußerst ärmlichen, unsauberen Stube war das Hauptmöbel ein breites zerwühltes Bett, aus dessen Matratze das Stroh in großen Büscheln heraushing. Ein junges Weib lag drin, das blinzelnd und mit höhnischem Lächeln die junge kindliche Frau musterte. Das reiche schwarze Haar hing wirr bis in das abgemagerte gelbliche Gesicht, das noch Spuren von Schönheit zeigte, jetzt aber durch Krankheit und Laster entstellt war.

Die beiden Frauen sahen sich eine Zeit lang schweigend an. Anneliese bemühte sich, das Fremde, das aus diesem Gesicht zu ihr sprach, zu verstehen. Ein sicherer Instinkt warnte sie, und unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

Das Weib lachte grell auf, als sie es bemerkte. So häßlich das Lachen klang, es lag Etwas drin, das Annelieses Herz von Mitleid schwellen machte. Mit drei raschen Schritten war sie am Bett und streckte ihre Hand der Kranken zum Gruß hin. Diese stutzte erst und verbarg dann hastig ihre Arme unter der zerrissenen Decke.

„Wer hat denn Sie komma heißa?“ fragte sie mißtrauisch.

„Niemand,“ antwortete Anneliese befremdet.

„Net der Pfarrer?“

„Nein, mein Mann weiß nicht, daß ich hier bin.“

„Drum“ — die Augen des Weibes funkelten vor boshaftem Vergnügen. „J hau gmoint, weils mitm Bekehre nix isch, er hätt jetzet soi Woib herghetzt, des wär grad die Recht' gwä.“

Die Pfarrfrau stand noch immer am Bett, Niemand bot ihr einen Stuhl an. Es war ihr sehr unbehaglich zu Mut.

„Sind Sie ganz allein?“ fragte sie endlich.

Die Angeredete nickte finster.

„Wer pflegt Sie denn?“

„Euer liaber Herrgott und seine Kinder,“ sagte bitter die Kranke; „gell er macht sichs leicht?“

Mit raschem Blick sah Anneliese, daß seit Wochen keine ordnende Hand über das Zimmer gekommen war.

„Der Zuchthausgret geht Koine gern über die Schwell, die läßt mer verrecken im Dreck.“

Anneliese begann in der Verlegenheit das Geschirr auf dem Tisch zusammenzuräumen. So schwer hatte sie sichs doch nicht gedacht, das Krankebesuchen. Aber das kam wohl daher, weil sie so schrecklich ungeschickt war. Fast wollte ihr ein Tränlein aufsteigen, daß sie so wenig ihren Posten auszufüllen verstand. Nun, dachte sie endlich mutig, um dieses Zimmer menschlich zu machen, dazu brauchts keinen Verstand, das wenigstens kann ich. Mit wachsendem Eifer und ohne ein Wort zu sagen, begann sie zu wirtschaften. Sie zündete Feuer im kleinen wackeligen Kochöfchen an und ergriff den Eimer, um Wasser zu holen; draußen wars indessen ganz finster geworden, sodaß Niemand sie sah. Mit geröteten Wangen schleppte sie die ungewohnte Last herein. Sie legte Jäckchen und Hut ab, streifte die Aermel an den zarten weißen Armen in die Höhe und begann den Schmutz von Wochen hinauszufegen. Durch die offenen Fenster strömte frische Luft herein, und lustig flackerte das Feuer und brodelte das Wasser, mit dem sie eine Suppe kochen wollte.

Die Kranke sah ihr mit spöttischem Gesicht zu, wie sie sich abmühte, bei der harten, ungewohnten Arbeit.

„Die Zuchthausgret, die Kindsmördere, dankt au scheen, daß Se ihr de Dreck wegbutze.“

Anneliese fuhr zusammen, lauernd sah sie die Augen des Weibes auf sich gerichtet. Ein schreckliches Verständnis dämmerte ihrem unschuldigen Herzen auf, aber sie hütete sich, ihr Erschrecken zu zeigen.

Fröstelnd zog die Gret mit dem mageren Arm, von dem der Aermel geglitten war, die Decke herauf. Die erschreckende Magerkeit dieses Armes lenkte die Gedanken der jungen Frau ab; sie schloß das Fenster und näherte sich dem Bett. In der Hand hielt sie noch den nassen Lumpen, mit dem sie den Boden gewaschen hatte. Die blonden Haare fielen ihr wirr in das liebliche schüchterne Gesicht.

„Sind Sie sehr krank?“ fragte sie mitleidig.

Die Zuchthausgret nickte mürrisch.

„Der Pfarrer sait, i sott ans Sterbe denke. Ob i dran denk oder net, der Deifel holt mi au so.“ Sie wurde lebhafter. „Aber die Andern, die holt er au, und zerscht den Lump, den verdammte.“ Sie setzte sich im Bett aufrecht und ballte die dürren Fäuste. „Den Lump,“ schrie sie in höchster Wut, „den Lump, den Lump!“

Ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung, die blutunterlaufenen Augen traten fast aus den Höhlen. „J bin schlecht, und i will au schlecht sein, aber der Lump, der falsch, is schuld.“

„Nein,“ sagte Anneliese ernsthaft und bestimmt, wie sie noch gar nicht gesprochen hatte. „Sie wollen nicht schlecht sein.“

Die Kranke ließ die Fäuste sinken. „So, i will net schlecht sein? Was weiß denn so a Fetschekindle!“ Sie lachte wegwerfend.

„Wir möchten doch Alle gut sein, wenn wir auch nicht immer können,“ sagte Anneliese schlicht.

Gret senkte die Augen. Nach einer Weile bemerkte sie: „Der Bettjack isch au drecket, im Kaschte isch no a frischer.“ Sie sah plötzlich, in welchem Schmutz sie lebte.

Bereitwillig suchte die junge Frau frische Wäsche, die zwar zerrissen, aber doch rein war. Nun wusch sie mit lauem Wasser dem unglücklichen Weib Gesicht und Arme; schonend glättete sie mit dem zerbrochenen Kamm das wirre Haar und schüttelte das Bett auf.

Die Gret ließ in stummer Verwunderung Alles mit sich geschehen. Endlich lag sie gereinigt und behaglich in ihrem Bett; im Zimmer war es warm und ordentlich; von der Suppe freilich konnte sie nur wenig genießen. Anneliese wusch noch das Geschirr auf, und dann setzte sie sich ermüdet, aber zufrieden mit ihrer Arbeit, an das Bett des Weibes.

Die Kranke hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Gedankenvoll schaute Anneliese ihr verbittertes und verwüstetes Gesicht an. Vergeblich suchte sie sich den Inhalt dieses Lebens und seiner Gedanken vorzustellen. Die mageren Hände des Weibes lagen auf der Bettdecke.

Mit diesen Händen . . . .! Anneliese schauderte. Wie mußte eine Frau leiden, um dazu zu kommen. „Eine Verlorene“ hatte ihr Mann gesagt, vielleicht meinte er „eine Unglückliche“. Wie verlassen, wie elend im Schmutz des Leibes und der Seele! Eine heiße Träne des Erbarmens stieg in ihren Augen auf. In diesem Augenblick hob die Kranke die Lider. Vor ihrem forschenden Blick senkte Anneliese den Kopf; langsam löste sich die Träne und fiel in ihren Schoß.

„Warum weinet Sie?“ fragte Gret rauh. Sie bekam keine Antwort.

„Um mi?“

Anneliese nickte. Eine lange Pause entstand zwischen den beiden Frauen; im Ofen knackte das Feuer und warf rote Lichter auf den feuchten Fußboden. Draußen schlug der Wind die kahlen Aeste des Birnbaums aneinander, daß sie klapperten.

„Weinet Se net, gehet Se hoim, i bins net wert, daß mer um mi heult,“ sagte die Zuchthausgret mit halb erstickter Stimme. „'s isch jo Aelles ois, noch mir frogt doch koi Gott un koi Mensch, — un 's isch jo au recht so.“

Der kleinen Frau brach schier das Herz. Sie hätte so gerne jetzt getröstet und der Armen ein Wort von Gottes Liebe gesagt, aber eine grenzenlose Schüchternheit schloß ihr den Mund. Was kannte sie vom Leben, was durfte sie diesem Weib von Gottes Erbarmen reden?

Zaghaft hob sie den Kopf und sah die Augen der Kranken hungrig, verzweifelt, auf sich gerichtet, wie die eines Ertrinkenden, der um Hilfe schreit. Diese brennenden Augen zogen sie vom Stuhle auf, sie beugte sich über die Kranke, fast wußte sie nicht, was sie that und drückte einen Kuß auf die zerfurchte Stirn.

Da brach ein Tränenstrom aus den Augen der Verlorenen, ein Strom, der nicht enden wollte, der Alles fortschwemmte, was Jahre der Sünde, der Verzweiflung, des Unglücks dort angehäuft hatten. Ihr Körper wurde geschüttelt von dieser Gewalt; Anneliese legte sanft den Arm um die schmalen Schultern, der Kopf der Kranken sank an ihre Brust. Die Arme schluchzte, daß es fast die schwache Brust zersprengte; rauhe, wilde Töne rangen sich aus ihrer Kehle los, stammelnde Worte, die keines Menschen Ohr verstehen konnte, die auch für keines Menschen Ohr bestimmt waren.

Schritte auf dem Flur wurden laut, es klopfte. Keine der Frauen hörte Etwas. Endlich ward die Thüre leis geöffnet. Da stand der Pfarrer und sah im düstern Licht des Lämpchens sein junges Weib, das mit einem himmlischen Blick erbarmender Liebe die verlorene Dirne im Arm hielt.

Sanft schloß er das Zimmer und ging hinaus in die Nacht. Und der Mond stieg feierlich hinter dem dunkeln Tannenwald empor.

Helene Christaller

Die Aufgabe, welche die Entwicklung der Sozialdemokratie den Gebildeten stellt

Ein Wort aus der Praxis

Wird das deutsche Reich an der Sozialdemokratie zu Grunde gehen? Giebt es ein Mittel, um diese Gefahr abzuwenden? Das sind Fragen, die jetzt Unzählige bewegen.

Ich möchte kurz und bündig hier meine Meinung sagen und die ist folgende:

Daß die Sozialdemokratie durch irgend welches „Mittel“ überwunden wird, halte ich für ausgeschlossen; sie wird im Gegenteil noch wachsen. Daß sie deshalb aber dem deutschen Reiche den Todesstoß geben muß, glaube ich nicht. Vielmehr glaube ich, daß gerade in ihrem Wachstum der Grund ihrer Gefahrlosigkeit für das deutsche Reich liegt, wenn unsere bürgerliche Gesellschaft nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thut.

Der Glaube ist mir durch die Erfahrungen in den letzten Jahrzehnten zur Gewißheit geworden. Meine Erfahrungen sind zum größesten Teile im kleinen Kreise gewonnen. Ich habe sie aber auch im Großen bestätigt gefunden.

Seit 1875 habe ich die Entwicklung der Sozialdemokratie verfolgt, seit 1893 lebe ich inmitten einer sozialistischen Bevölkerung und komme mit ihr fort und fort in persönliche Beziehung. Auch in die Wahlbewegung habe ich — leider! — öffentlich eingegriffen.

Da ist mir nun dies entgegengetreten: Zuerst galt die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie unter unserer Arbeiterbevölkerung als etwas ganz Außerordentliches. Ja den Arbeitern war es ganz entschieden unangenehm, wenn man sie daraufhin ansprach. Auf den Dörfern galt es als Schimpfname. Das hat sich sehr bald geändert. 1893—1898 trat hier der Umschwung ein. Sozialdemokrat und Arbeiter wurden für das Gros der Arbeiter Synonyma. Die Sozialdemokratie wurde Standessache. Wie oft habe ich es gehört, daß diejenigen Arbeiter, welche Nichts von der Sozialdemokratie wissen wollten, „Verräter“ genannt wurden, Andere als Grund ihrer Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie ihren Stand angaben. Ebenso lehnen jetzt kleinere Besitzer oder Handwerker die Sozialdemokratie als Arbeitersache ab. Nur bei älteren Arbeitern und einzelnen im Staatsbetriebe Beschäftigten ist es noch nicht so! Die Landarbeiter allerdings machen heute noch eine Ausnahme. Wie lange?

Parallel mit dieser Entwicklung in der Wertung der Sozialdemokratie bei den Arbeitern geht eine andere.

Als ich im Jahre 1893 in die Wahlagitation gegen die Sozialdemokratie eingriff, habe ich vor allem drei Punkte gegen sie energisch zum Ausdruck gebracht. Erstens ihre Internationalität=Vaterlandslosigkeit, zweitens ihren radikalen, revolutionären Charakter, drittens ihre Stellung der Familie gegenüber. Bebel, Liebknecht, Klara Zetkin waren meine sozialdemokratischen Autoritäten! Und weil ich an der Hand von Schriften dieser sozialdemokratischen Größen ihre Stellung nachwies, schlug die Rede ein. Kein Sozialdemokrat sagte gegen diese Punkte auch nur ein Wort. Auch der Traum des Zukunftsstaates zog noch. Und weil ich damals noch im guten Glauben an die soziale Gesinnung unserer sogenannten staatserhaltenden Parteien stehend die Sozialreform energisch betonte, hatte die Agitation Frucht.

Wie ganz anders aber war es 1898 geworden! Wieder betonte ich, da zufällig viele Frauen anwesend waren, die sozialdemokratische Stellung zur Familie. Ein großes Gelächter der Sozialdemokraten war die Antwort. Ich nahm das rote Büchlein von Klara Zetkin vor, berief mich auf Bebels Frau und fragte, ob sie denn diesen großen Propheten und die noch größere Prophetin nicht mehr anerkännten. Ihr Führer antwortete mir: „Bei uns gilt der Einzelne gar Nichts, nur das Parteiprogramm!“ Aus dem strikten Kommunismus Bebels Stellung zur Familie zu erweisen, war mir ja eine leichte Sache! Aber gewirkt hatte es Nichts. Der Führer hielt eine Rede über die Familie, die einem Redner der Inneren Mission Ehre gemacht hätte! Die Frauen weinten vor Rührung. Ich aber stand da als der — Blamierte. In meiner Gemeinde erzählte man nachher: „Unser Pastor will, daß wir Frauen den ganzen Tag außer dem Hause schuften sollen.“ Die Rollen zwischen Klara Zetkin und mir als Verteidiger der Familie wurden getauscht! Und die Frauen meiner Gemeinde? gingen nicht mehr zur Kirche!

Nun die Frage: Woher kam es, daß die Autorität Bebel-Klara Zetkin versagte? Einfach deshalb, weil inzwischen die Verbreitung der Sozialdemokratie großartig fortgeschritten war, weil sie anfing, Arbeiter-Standessache zu werden. Da mußten die Gefühle der deutschen Arbeiter, vor allem der Arbeiterfrauen berücksichtigt werden. Niemals wäre die sozialdemokratische Partei eine Arbeiter-Volkssache geworden, wenn die Stellung Bebels und der Klara Zetkin die sozialdemokratische geblieben wäre. Aber gerade, daß die Sozialdemokratie in ihrer Agitation die Hebung der Familie betonte, das gab ihr hier werbende Kraft. Der deutsche Arbeiter hängt mit allen Fasern seines Gemütes an seiner Familie, vielleicht viel mehr als die andern Stände. „Wollt ihr Frauen ein besseres, glücklicheres Familienleben haben, so treibt eure Männer in unsere Partei!“ Der deutsche Familieninstinkt, so möchte ich sagen, hat so die Sozialdemokratie von einer ihrer häßlichsten Doktrinen geheilt.

Schwand so die „freie Liebe“, „die Gleichheit der Frau mit dem Manne im Kampf ums Dasein“, so schwand auch der Kommunismus. Kommunismus ist überhaupt ein Begriff, in den sich kaum ein Prozent der Arbeiter hineindenken kann. Unsere Arbeiter wollen gerade Etwas besitzen, erwerben, worüber sie persönlich verfügen können. Mit dem Kommunismus hätten die Sozialdemokraten niemals die Arbeitermassen gewonnen. An seine Stelle trat die Hebung der Arbeiterklassen überhaupt, das Schlagwort vom menschenwürdigen Dasein, worunter sich Jeder denken kann, was er will. Im Parlamente mag Bebel noch von Kommunismus reden, in einer wirklichen Arbeiterversammlung thut es kein kluger Agitator mehr. Auch diese Doktrin oder dieses Dogma hat der Volksinstinkt ausgestoßen.

Wer redet jetzt noch von der „verfluchten Bedürfnislosigkeit“, wer donnert jetzt noch gegen das spießbürgerliche Sparen? Die Arbeiter-Sparkassenbücher reden eine andere Sprache, und dagegen kommen die „gläubigen“ Agitatoren nicht auf. Ich sehe hinein in unsere Dörfer und frage, wer die neuen Häuser dort baut. Da sind eine ganze Anzahl von sozialdemokratischen Wählern gebaut. Sie schinden und plagen sich, um ein Eigentum zu erwerben. Das ist deutscher Sinn und Geist, aber niemals kommunistischer.

Der Volksinstinkt treibt die Marxistischen Doktrinen aus.

Ein Mann der Familie, ein Mann des Eigentums ist kein Revolutionär. Und wie drehen und wenden sich die Herren Agitatoren, wenn sie auf die Revolution kommen! Bebel hat in seiner Rede, die er vor der Stichwahl in Magdeburg gehalten, sich mit aller wünschenswerten Energie gegen die Revolution ausgesprochen. „Wir sind viel zu gebildet dazu, um Revolution zu machen“, so sagte mir ein Sozialdemokrat. „Die kommt von oben, aber nicht von unten. Wir sind“ — da kommt ein totaler Umschwung zum Vorschein — „die wirklich staatserhaltenden Leute.“ Redet Bebel noch von seinem Kladderadatsch?! Das verbietet ganz einfach der „Volksinstinkt“! Und — damit ist der jetzige Kulminationspunkt der sozialdemokratischen Entwicklung bezeichnet — wir sind die rechten Patrioten. So steht in einem Wahlflugblatt für den Kreis Wanzleben zu lesen: „Diese vaterlandslosen Gesellen“ — gemeint sind die Nationalliberalen — „wollen unser geliebtes Vaterland statt zu einem Segen zu einem Fluch für seine Bewohner machen.“ Die Sozialdemokraten sind nicht mehr Herr über ihre Dogmatik, der deutsche Volksinstinkt nimmt darauf keine Rücksicht. Soll die Sozialdemokratie wachsen, so kann sie es nur, wenn die tiefsten Töne des deutschen Gemütes angeschlagen werden, auch der der Vaterlandsliebe.

So sieht die Sozialdemokratie jetzt im Bewußtsein unseres Arbeiterstandes aus. Ich könnte noch auf Anderes eingehen, doch sei es hiermit genug.

Und nun frage ich: Ist eine solche Partei, die ihre klarsten Parteidoktrinen vor der Masse ihrer Wähler einfach ver-

stecken muß, ja das Gegenteil verkündigt, wirklich eine Partei, die dem deutschen Reiche den Todesstoß geben wird? Liegt in der weiteren Ausbreitung dieser Partei wirklich der politische Zusammenbruch? Ich meine doch, daß ich ein Recht habe zu behaupten, gerade in der weiteren Ausbreitung liege die Gefahrlosigkeit der Partei. Freilich nur unter der Bedingung, daß in unserem Staatsleben die sozialreformerische Gesinnung durchdringt, daß die Regierungen, vor allem die Verwaltungen sich gerecht halten, alles Aufreizende vermeiden, im Uebrigen aber ohne Furcht und Zaudern die Ordnung schützen. Dann wird und muß, darin hat Naumann ohne Zweifel Recht, aus der Sozialdemokratie sich eine staatserhaltende Arbeiterpartei bilden, die für das deutsche Reich von größestem Segen sein wird.

Aber freilich, damit ist nur die Aufgabe des Staates, der Regierungen angedeutet, nicht unsere, die der Gebildeten, der bürgerlichen Kreise allzumal. Auch hierüber nur einige Andeutungen.

Die sozialdemokratischen Parteifeldherrn sehen vor allem darauf, daß ihre Schaaren nicht zu sehr in Gemeinschaft mit den Menschen anderer Anschauungen kommen. Darinnen sind die Parteifanatiker der Sozialdemokratie den Ultramontanen wie ein Ei dem andern ähnlich. Isolierung! So lautet die Parole. Nur was von Parteiwegen als Nahrung gekocht und gemischt ist, darf gegessen werden. Es giebt daher gerade wie bei den Ultramontanen auf allen Gebieten des geistigen Lebens eine eigene Litteratur. Die Arbeiter sollen, so will es noch heute der strikte Parteifanatismus, von der allgemeinen deutschen Kulturentwicklung abgeschlossen werden. Denn daß in den alten Führern, vor allem in den semitischen, der Revolutionsgeist, der Geist gegen das deutsche Reich lebendig ist, ist ganz unzweifelhaft: die Herren mögen oft genug wie ein wildes Pferd gegen den Zügel knirschen, den ihnen der „deutsche Volksinstinkt" angelegt hat. Ich bin überzeugt, daß in Bebel die alten Ideale noch frisch und lebendig sind. Es ist aber auch über ihn ein Stärkerer gekommen, dem er weichen muß. Was mag der alte Recke über die Stellung so mancher Genossen zur Religion denken? Daß jetzt langsam, aber immer mächtiger Jesus den zum Heiligen und Erlöser gestempelten Lassalle verdrängt auch in den Herzen der „Genossen"! Der allgemeine Zug zur Religion, der heute durch das ganze Volk hindurchgeht, zieht auch durch die Reihen der Sozialdemokraten! Wie lange noch, und er hat das Marxistische Dogma vertrieben! Daher dieser glühende Eifer, die „Genossen" von der fortschreitenden deutschen Geistesbildung zu isolieren! Daher aber auch unsere Aufgabe so ernst und drängend: stemmt euch gegen diese Isolierung! Der Trieb, auch in der Bildung des Geistes vorwärts zu kommen, ist viel zu groß und mächtig in der Arbeiterwelt, als daß die Herren vom „Vorwärts" ihn abhalten können dort, wo mit voller Ehrlichkeit Erfüllung geboten wird, hinzugehen. Die Aufgabe der Gebildeten vom Universitätsprofessor herab bis zum letzten Landschullehrer ists, daß wir mit unsern Arbeitern verkehren, ihnen die Schätze der Bildung mitteilen. Unsere Arbeiter dürfen nicht isoliert werden, sondern sie müssen in lebendige Beziehung mit der fortschreitenden deutschen Geisteskultur gesetzt werden und darinnen verbleiben. Wir dürfen es nicht leiden, daß die sozialdemokratische Litteratur unsern deutschen Brüdern Herz, Geist, Gemüt und Gewissen verödet und ausdörrt. Denn das geschieht durch die sozialdemokratisch zurechtgebraute Litteratur ganz gewiß. Gerade auf diesem Gebiete haben unsere Gebildeten eine unendliche Schuld auf sich geladen. Haben sich die Gebildeten nur zu sehr von jeder Gemeinschaft, d. h. geistig fördernden, gemütlich teilnehmenden, sittlich-religiös-hebenden Gemeinschaft mit dem Arbeiterstande isoliert, so muß darinnen ein mächtiger Wandel eintreten. Ich habe meine Bildung nicht nur für mich, sondern auch für meine Brüder und Schwestern. Bildung verpflichtet. Welch ein riesenhaftes Kapital liegt da zinslos. Welch eine kostbare Zeit wird jetzt zu Gesellschaften aller Art einfach vergeudet! Wieviel wird in diesen Gesellschaften über unsere Zeit gescholten, am Biertisch verraisoniert, anstatt daß sie verarbeitet würde! Es wäre wahrlich für die Gesundheit und den Geldbeutel dieser Schichten besser, wenn sie ihre Zeit ihrem Volke widmeten.

Ich habe hier nicht vor, nun auf diese Arbeit der Gebildeten näher einzugehen und zu zeigen, wie z. B. ein Pastor, ein Lehrer, ein Jurist, ein Mediziner u. s. w. hier arbeiten **kann** und deshalb **muß**. Nur auf die Notwendigkeit der Arbeit wollte ich hinweisen. Wer da will, wird seinen Weg schon allein finden; dem aber, der nicht will, nützen alle noch so klar gezeichneten Wege nichts!

Gerade wenn wir Gebildeten in dieser Weise zu wirken suchen, wird die Entwicklung der Sozialdemokratie, die sie bis jetzt durch die Macht der deutschen „Volksinstinkte" durchgemacht hat, noch rascher vorwärts gehen, und wir werden in einer Arbeiterpartei für unser deutsches Reich eine feste Säule gewinnen.

Krüger

Kirchenpolitische Fragen

5. Kirche und Volk

In einer natürlich gegebenen Verbindung steht die Kirche mit dem State weiter durch das Volk. Doch gerade in dieser Beziehung hat sich die evangelische Kirche noch nicht völlig vom Katholizismus losgemacht. Sie ringt noch immer darnach ein wirklich allseitig lebendiger Organismus zu werden. Bis zur Gegenwart geht durch sie noch derselbe Riß, wie er in der römischen Trennung von Klerus und Laien besteht. Ja, er ist in ihr fast noch ärger als dort und spaltet sich noch in verschiedene kleinere Risse. Es giebt im Protestantismus eine Professoren-, eine Pastoren-, eine Gemeindetheologie, die wieder orthodoxe, liberale oder mittlere Färbung zeigen. Die römisch-katholische Kirche kennt diese Parteien zwar auch, sie sind ihr aber wegen der festen Geschlossenheit und strammen Disziplin des Klerus weniger gefährlich. Ganz besonders bedenklich für das protestantische Kirchentum ist dabei noch, daß es infolge der Lehrbetonung einen schulmäßigen Charakter empfangen hat, der Widerstand der Gemeindeorthodoxie gegen jede Aenderung der Lehre die innerkirchliche Entwicklung vielfach hindert und einen zeitgemäßen Fortschritt zur größten Schwierigkeit macht.

Auf der einen Seite die Theologen mit ihrer unermüdlichen Arbeit, auf der andern die große Menge der Nichtgeistlichen, die sich in den gewohnten Gleisen bewegen. So ist auch der Protestantismus noch geteilt in Klerus und Laien, in Wissende und Nichtwissende. Die evangelische Kirche ist noch bis heute eine Pastoren- oder Theologenkirche. Sie besteht aus den Konsistorien, den Geistlichen, mit denen die Gemeinden nur in einen lockren ziemlich äußerlichen Zusammenhang gebracht sind. Das ist noch ein starker Ueberrest aus dem Katholizismus, zu einem großen Teile durch den Doktrinarismus verschuldet. Niemand wird dadurch in eine mißlichere Lage versetzt, als die Geistlichen. Sie gehören halb der Wissenschaft an halb der Praxis. Diese Doppelstellung bringt sie in den Verdacht der doppelten Wahrheit. Die Folge davon ist, daß die Kirche immer unpopulärer wird. Sie ist in dem Rufe der Unredlichkeit, oder ermüdet durch allzu schulmäßiges Verfahren bei der Lehrverkündigung. Daher die Klagen über Entfremdung von der Kirche.

Das kann auch nicht anders sein, weil in der reformatorischen Bewegung die ihr wesentlichen Ideen nur zu bald in den Hintergrund traten. So gewiß die Reformation von dem Volke ausging und eine Zeit lang von ihm getragen wurde, konnte es doch, da die eingeschlagne Bahn wieder verlassen ward, nicht zu einer Gemeindebildung kommen. Die Bekenntnisse, die das Ganze zusammenhalten sollten, waren keineswegs Gemeinde-Bekenntnisse, aus dem innersten religiösen Triebe des Volkes hervorgegangen, sondern theologische Auseinandersetzungen. Daher konnte auch mit Hilfe der Fürsten alsbald die Kirche der „reinen Lehre" entstehen. An Stelle der religiösen Begeisterung trat die Unduldsamkeit der Theologen. Noch heute sind die Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche

nichts weniger als Gemeindebekenntnisse, und sicher ist die Behauptung nicht zu kühn, daß nicht nur den einzelnen Gemeindemitgliedern, sondern auch einem großen Teile der Geistlichen eine genauere Vertrautheit mit den Bekenntnisschriften mangelt. Ein hochgestellter Theolog der sächsischen Landeskirche sagte einmal: „Die am meisten auf die Bekenntnisse pochen, kennen sie in der Regel am wenigsten.“ Zweifellos wäre es möglich gewesen schon viel früher, schon zur Zeit der Reformation die rechten Gemeinden zu bilden, die Luther vermißte, wenn man es nur versucht hätte. So warf man sich zu einseitig auf die Theologie. Die Visitationen konnten hieran Nichts ändern. Man schuf durch sie kirchliche Aufsichtsbeamte, legte ein besonderes Gewicht auf die Korrektheit der Lehre, suchte das Schulwesen zu heben und regelte finanzielle Fragen. Die Gemeinden selbst waren an den Verhandlungen nicht beteiligt. Daher konnte auch das kirchliche Interesse in ihnen nicht geweckt werden.

Sollen aber lebendige Gemeinden entstehen, so muß zurückgegangen werden auf die ursprünglichen Triebkräfte der Reformation. Diese lassen sich kurz als ethisch-nationale bezeichnen. Daß beide, ethisch und national, zusammengehören, braucht kaum erst gesagt zu werden. Die Ethik stellt ihre Forderungen immer zuerst an das Individuum. Ein Volk aber ist ein Gesamtindividuum, dazu bestimmt, seine Gaben zu erkennen und zu verwerten. Der ethisch-nationale Grundzug der Reformation erwies sich in der Schätzung der Persönlichkeit und damit verbunden dem Verlangen nach Freiheit. Die Vorstellung der von dem Hirten geleiteten Herde, die in der römisch-katholischen Kirche ihren guten Platz hat, paßt nicht zu dem deutsch-nationalen Geiste. Der Freiheit fordernde Individualismus des deutschen Volkes hat zugleich die lebendige Gemeinschaft erzeugt, wie sie sich in den öffentlichen Einrichtungen der germanischen Stämme zeigt. Die Volksgemeinde ist eine auf die Freiwilligkeit der Einzelnen sich gründende Verbindung. Hier ist der Entstehungsgrund des deutsch-evangelischen Gemeindeprinzips, das mit dem urchristlichen zusammenstimmt. Der Protestantismus hat einen demokratischen Zug. Der Christ ist „ein freier Herr über alle Dinge“, jeder ist jedem gleich, einer des andern Christus, alle Priester, ob dieses oder jenes Berufs.

Arbeit und Tapferkeit, verbunden mit ernstem Pflichtbewußtsein, sind Erbteile unsrer Väter. Das deutsche Christentum nahm Christum als einen Volkskönig, dem die Mannen treue Gefolgschaft zu leisten haben. Das ganze Christentum war ihnen ein Kampf: „ein Kreuzzug des gesamten Menschengeschlechts wider den bösen Feind“. So schilderts uns der Heliand.*) Das ist innerliche Frömmigkeit, germanisches männliches Christentum, entschlossene unermüdliche Aktivität statt orientalischer Passivität. Christus ein Held! Das ist das deutsche Christusbild.

Hier berühren sich Ethik und Nationalität auf das innigste. Das sittlich-religiöse Handeln tritt an die Stelle des doktrinären Dogmatismus, inhaltsvolle, segenstiftende Leistung an Stelle der bloßen Zeremonie. Frei soll Jeder verkehren mit seinem Gott und ihn finden, ihm dienen in der gewissenhaften Erfüllung der ihm gewordenen häuslichen oder öffentlichen Obliegenheiten. Frisch und wohlgemut vorwärts und andachtsvoll aufwärts, ohne von den Schranken der Satzung sich einengen zu lassen, das ist deutscher Idealismus und deutsches Christentum. Die Anklänge hieran waren das in Luther, was ihn zum Manne des Volkes gemacht hat.

Durch Belebung dieser geistigen Mächte wird die deutsche evangelische Volkskirche geboren werden. Sie ist die Gesamtgemeinde aller derer, die sich zu einem religiösen Organismus auf Grund gleicher oder verwandter religiöser Ueberzeugung in irgend einem State zusammengeschlossen haben. Warum dieser Begriff der Volkskirche, wie behauptet worden ist, einen unlöslichen Antagonismus enthalten soll, ist unerfindlich. Seine Verwirklichung für fraglich anzusehen, weil es unmöglich sei, eine Kirche zu konstruieren, deren Ordnung Jedem im Volke zusagt, heißt eine Forderung stellen, die überhaupt unausführbar ist, auch für die kleinste Gemeinde.

Die gegenwärtig noch bestehende evangelisch-lutherische Pastorenkirche ist also durch eine Volkskirche zu ersetzen. In ihr haben die Träger des geistlichen Amts die edelsten Aufgaben zu erfüllen. Sie sollen wirken in innigstem Zusammenhange mit der deutschen Volksseele. Noch ist dieses erreichbar für sie. Sie sind darum glücklicher daran, als die juristisch gebildeten Statsbeamten, welche dem Volke in steigendem Maße entfremdet werden, da ihre Laufbahn immer mehr zu einem Privilegium des Kapitals zu werden droht. Sie stehen infolgedessen verständnisarm den Rechtsanschauungen und dem Rechtsgefühl des Volkes gegenüber. Das Recht ist somit in Gefahr, in Doktrinarismus und Spitzfindigkeiten auszuarten und die lebendige Anteilnahme der Volksseele bei seiner Entwicklung zu verlieren. Dem gegenüber rekrutiert sich der Pastorenstand glücklicherweise noch teilweise aus den unteren, vorwiegend jedoch aus den mittleren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, aus Pfarrhäusern und aus den weniger bemittelten Beamtenkreisen. Mag der Referendarismus sich vornehmer dünken, der geistliche Stand ist vielseitiger und vollwichtiger. Von ihm gepflegt wird die Volkskirche etwas Lebendiges, immer von neuem Werdendes und doch Konstantes, wie der menschliche Leib als Organismus bei aller Entwickelung derselbe bleibt. In ihr ist Jeder zur helfenden und fördernden Thätigkeit verpflichtet. Der pastoralen Seelsorge Ziel ist, sich nach und nach entbehrlich zu machen dadurch, daß sie selbständige Christen schafft. So hören die Bekenntnisse auf beengende Satzungen zu sein. Sie werden zu ehrwürdigen Denkmälern aus großen Zeiten und zu beweglichen religiösen Verkehrsmitteln, begleitet von dem Bewußtsein ihrer menschlichen Entstehung und von dankbarer Aneignung des Geistes, der sie schuf und der in alle Wahrheit leitet. Eine solche Volkskirche kann nicht in Widerstreit geraten mit dem State. Sie ist entweder die Gesamtheit oder doch ein ansehnlicher Teil desselben Volkes, das zugleich den Stat bildet, mit ihm verknüpft durch die gleichen Interessen und bereit, sein Wohl zu befördern durch Pflege der Sittlichkeit und Religion.

Von der Volkskirche führt dann konsequenter Weise die Entwickelung zur Nationalkirche. Diese ist ein Schreckgespenst der Konfessionellen und der für die Landeskirche Begeisterten. Doch sie allein vermag das Ideal zu verwirklichen, dem der Protestantismus zustrebt. Konfession und Landeskirchentum werden durch sie keineswegs angetastet. Sie sind und bleiben vielmehr willkommene Bestandteile der Nationalkirche. Die Einheit, die von dieser gefordert wird, soll nicht Uniformität, sondern lebendige Einheit in der Mannigfaltigkeit sein. Recht verstandener Individualismus, der Ergänzung sucht, kann allein in ihr die wünschenswerte Lebendigkeit schaffen und erhalten. Es bedarf keiner Reichssynode, keines Reichsoberkirchenrats, sondern nur des freiwilligen Zusammenschlusses der einzelnen landeskirchlichen Gemeinschaften protestantischer Anschauung. Welche Ordnungen ihr nützlich sind, kann erst im Laufe des geschichtlichen Fortschritts ermittelt werden. Da kommt der Gedanke Richard Rothes in anderer Form zur Geltung. Nicht daß die Kirche aufgeht im Stat, sondern im Volk, in der Nation, und nicht, daß sie dadurch zugleich eine politische Macht werde, sondern eine volkstümlich ethische. Hierdurch werden die beiden internationalen Gewalten Sozialdemokratie und römischer Katholizismus sowie ultrasubjektivistischer Separatismus am gewissesten überwunden. Es wäre auch nicht unmöglich, daß Deutschland noch einmal den Kampf gegen das Römertum innerhalb der katholischen Kirche selbst aufnähme. Anzeichen hierfür sind schon da. Dann dürfte nicht nur konfessioneller Friede, sondern gemeinsames Wirken beider Konfessionskirchen erhofft werden, wenn nicht die andere Eventualität einträte: das evangelische Christentum den germanischen, das römisch-katholische den romanischen Völkern. Eine absolute Trennung der Konfessionen braucht damit nicht herbeigeführt zu werden. Sie kann auch Niemandem wünschenswert erscheinen. Der wahre Nationalismus weist über sich hinaus. Er

*) Vgl. Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Marburg 1862

fordert tüchtige Völkerindividuen, um eine große Geistesgemeinschaft der ganzen Menschheit, eine einige Christenheit unter allen Ländern und Nationen der Erde zu Stande zu bringen. Ein noch weit entferntes Ziel, dessen bloßer Gedanke aber schon alle edlen Kräfte wachruft. Es soll und kann nicht nur ein germanisches Christentum geben. Katzer

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Die interessanteste Tageszeitung für den protestantischen Theologen, die es giebt, ist — ganz im Ernste gesprochen — die Kölnische Volkszeitung. Ausgezeichnet redigiert bietet sie nicht nur eine Fülle katholischen Stoffs, selbstverständlich, sondern sie verfolgt auch auf ihre Weise mit großer Energie und Zuverlässigkeit die Vorgänge im protestantischen Lager. Aus den evangelischen Kirchenzeitungen bringt sie so viele und so geschickte Auszüge, wie kein protestantisches oder konfessionsloses Tageblatt auch nur annähernd; man fragt sich manchmal, ob das Interesse katholischer Leser denn so weit mitgehen kann? Nun, der Kölnischen Volkszeitung verdanken wir auch die Kenntnis der wunderlichen Entdeckungen der einst Hengstenbergschen Evangelischen Kirchenzeitung, wonach der „Ritschlianismus“ eine „römisch-katholische Sekte“ sein und in der national-sozialen Partei sich „mit der Sozialdemokratie verschwägert“ haben soll. Die Kölnische Volkszeitung (Nr. 610) hat den Humor dafür, wir auch.

Die Entdeckung unsrer Verwandtschaft mit der Sozialdemokratie hat die Evangelische Kirchenzeitung auf Grund der Zeilen gemacht, die wir in Nr. 25 Sp. 595 über die Wahlaussichten der Nationalsozialen geschrieben hatten. Was wird sie nun zu unsrer Haltung nach den Wahlen sagen? Ueber diese aber möchten wir uns mit dem Reichsboten noch ein wenig auseinandersetzen. Aus Achtung vor dem Ernst, den er hat, und aus Interesse an einem gesunden kirchlichen Konservatismus. Der Reichsbote hat (vgl. seine Nr. 168) nicht verstanden, was uns an seiner rettenden Parole „Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts“ so großes Aergernis gegeben hat. Es mögen Politiker über das beste Wahlrecht streiten und sich die Köpfe zerbrechen, wie sie wollen: das geht uns nichts an. Aber wenn man im Namen des evangelischen Christentums über die letzte Wahl redet und weiß aus ihr keine andren Schlüsse zu ziehen als diesen, so können wir nicht anders als bei dem Urteil bleiben: „Wäre das für die Kreise des Reichsboten die Moral, die sie aus der Wahl ziehen, dann hätte sich damit diese Richtung für religiös und kirchlich bankerott erklärt.“ Wir haben uns hypothetisch, also ganz milde ausgedrückt. Diese Kreise reden so viel von Buße: wo ist aber in solcher Lösung eine Spur von Buße und Einkehr? Statt die Klarheit zu begrüßen, die diese Reichstagswahl über die innern geistigen Zustände im deutschen Volk gegeben hat, statt sich ernstlich zu fragen, welche Pflicht denn nun die Kirche gegenüber diesen drei Millionen sozialdemokratischer Wähler hat, kann ein hervorragendes kirchliches Blatt fordern: „Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts!“ D. h. Beseitigung des Symptoms, statt auf den Grund der Erscheinung zu dringen. Das nennen wir Vogel-Strauß-Politik, und diese finden wir eines innerlichen Prinzips, wie das Christentum es ist, nicht würdig. Wir sehnen uns dem entgegen nach einem wahren Konservatismus auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet, der in Treue und mit tiefem Verständnis die echten Reichtümer des Vätererbes behütet, und wir fühlen angesichts solcher Entgleisungen wie der des Reichsboten ein heißes Verlangen, wir möchten solche Konservative sein. Denn ohne einen rechten Konservatismus ist die gesunde Entwicklung unsers Volks und Vaterlands unmöglich. Die hochnötige Wiedergeburt unsrer konservativen Elemente in Stat und Kirche dünkt uns offen gestanden viel wichtiger als die viel erörterte Einigung des bürgerlichen Liberalismus. Erleben werden wir beides nicht so bald.

Unser Eisenacher Programm (vgl. Anzeigenteil) war durch die Berufung des D. Kattenbusch nach Göttingen gefährdet; da er aber dem Rufe erst zu Ostern 1904 Folge leistet, werden wir den von ihm zugesagten Vortrag über Offenbarung haben. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 50 Mk. von E G, Bonn; 30 von P G, Elgersburg; 24,40 aus Wernigerode; je 20 durch Qu, Waldstedt; von S, Groß-Lichterfelde; 16 von M S in N; je 15 von P K in Tr; Honorarverzicht von P D, Gießen; 12 von der Dresdner Filiale der Polyhymnia in Zittau; je 5 von Ch M, Stuttgart; cand. theol. Kiel; E J, Freiburg; Königsberger theologischer Freundesbund; je 2 von L, Neu Wuhrow; Z, Altenessen.

Für die Hungernden in Finland: 204 Mk. durch die Schriftleitung des Hannöverschen Sonntagsblattes; 2 von W, Dortmund; 1 von F in E.

Für das Notwendige Liebeswerk: 100 Mk. von P R, Schöneberg; 10 von K T, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H W

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt
Eisenach
Im Saal des Gewerbehauses

Dienstag den 29. September Nachmittag 5 Uhr Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch in Gießen: Der Offenbarungsgedanke im Christentum.

Mittwoch den 30. September Vormittag 9 Uhr Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz: Die evangelischen Kirchen und der Staat.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 31. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Rheinland (Schluß des Halbjahrsberichts) — Römische Kirche: Leo XIII; Das Kardinals-Kollegium; Von der Münchner Nuntiatur; Personalveränderungen in der katholischen Kirche — Mission: Missionsgesellschaft Berlin I (Jahresbericht) — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten (Ueber „Orthodoxe Spiegelfechterei“; Lehrkonferenz in Mölln; Theologische Konferenz in Bethel) — Personalien — Berichtigung.

Ihre Verlobung beehren sich hiermit anzuzeigen

Else Pfleiderer
Oberlehrerin-Hamburg

Otto Zurhellen
Lic. theol.-Mülheim a. Rh.

Suche zum 1. Oktober d. J. für die Leitung meines kleinen Haushalts eine **gebildete** nicht zu jugendliche **Wirtschafterin**. Nähere Auskunft erfolgt auf briefliche Meldung.
Mtodasko bei Bythin
Provinz Posen
Bernecker, Güterdirektor

Cand. theol. wünscht in der Zeit vom 1. Nov. 1903 bis 1. Okt. 1904 eine Hauslehrerstelle zu versehen. Angebote bitte unter **G. L.** an den Verlag der Christl. Welt.

Hauslehrerstelle im Ausland in gebildeter Familie vom 1. Oktober an gesucht von cand. theol. Anfragen unter **R** an **D. Rade**, Marburg.

Familien-Pension I. Ranges
von
Elisabeth Joachimsthal
Berlin
Potsdamerstr. 35 III
Solide Preise. Beste Referenzen

Wirtschaftliche Dame aus gebildeter Familie (29 Jahre alt) sucht zum 1. Oktober Stellung als **Vertreterin der Hausfrau** oder ähnlichen Wirkungskreis, am liebsten in einem Pfarrhause, in dem ihr die Erziehung kleiner Kinder anvertraut wird. Gehalt nach Vereinbarung. Angebote unter **Q. V.** an den Verlag.

San Remo
Für die Deutsch evangelische Gemeinde von Sanremo wird ein erfahrener **Geistlicher** mit guter Gesundheit für das Winter-Halbjahr 15. Oktober bis 15. Mai 1903/1904 gesucht, wonach eventuell längere Anstellung erfolgt. — Gehalt 3000 Lire, Dienstwohnung nicht vorhanden, ebenso wenig Pensions- und Wittwenkasse. Bewerber wollen sich an **Adolph Thiem, Villa Thiem in Starnberg, Bayern** wenden.

Welche in **Krankenpflege** geschulte und erfahrene Jungfrauen schließen sich einem Liebeswerk im Ausland an? Gesicherte Lebensstellung. Anerbietungen erbeten unter **G R** bei der Redaktion dieses Blattes.

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.
Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschienen:

NUMERI

ERKLÄRT

VON

Lic. Dr. H. HOLZINGER

Stadtpfarrer in Ulm a. D.

KURZER HAND-COMMENTAR ZUM ALTEN TESTAMENT LIEF. 19

Preis für die bis zum 31. Dez. 1900 eingetretenen Subscribenten M. 2.05
Preis für Abnehmer des ganzen Werkes vom 1. Januar 1901 ab M. 3.—
Preis im Einzelverkauf M. 3.75
— — *In Ganzleinen gebunden* M. 4.75

Die noch ausstehende 20. (Schluss-) Lieferung des **Kurzen Hand-Commentars** (Marti, Dodekapropheton) befindet sich unter der Presse.

Unter der Presse:

Die paulinische Erlösungslehre

im Konfirmandenunterricht

Von

Lic. **F. Niebergall**

Privatdozent in Heidelberg

8. ca. M. 1.50

Zur äusseren und inneren Mission

Vermischte Vorträge und Aufsätze

von

† P. E. Lucius

Professor der Kirchengeschichte an der Universität Strassburg

8. ca. M. 2.50

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Jüdische Eschatologie

von Daniel bis Akiba

Von

Paul Volz

Stadtpfarrer in Leonberg

Lex. 8. 1903. M. 7.—. Geb. M. 8.20

„Ein ungemein fleissiges und verdienstvolles Werk, das eine entschiedene Lücke ausfüllt und die Brücke zwischen der Zeit vor der Erscheinung des Christentums und unmittelbar nach derselben zwischen der ganzen Weltanschauung des damaligen Judentums und der apostolischen schlägt, hat die rührige Verlagshandlung hier wieder herausgegeben. Zuerst gibt uns Volz eine Uebersicht über die eschatologische Literatur von Daniel bis Akiba. Er behandelt zunächst die jüdische Apokalyptik in ihren wichtigsten uns noch erhaltenen literarischen Denkmälern, auch Philo von Alexandria, bespricht sodann im zweiten Teil die Entwicklung in der eschatologischen Anschauung und Stimmung des Judentums in dieser Zeitperiode nach ihren Hauptmomenten und behandelt im dritten Teile die einzelnen eschatologischen Akte und Zustände. Wie manchen Vorstellungen begegnen wir hier schon, die in den Schriften des Neuen Testaments, in den Evangelien wie in den Briefen eine grosse Rolle spielen und gleichsam die Unterströmung bilden, von der die christliche Weltanschauung der apostolischen Zeit getragen wird! Die Fragen über das Ende, die letzte böse Zeit, den Messiaskönig, das Wiedererscheinen Abgeschiedener zum Endakt, das Gericht, die Verdammnis, Weltuntergang und Welterneuerung, Heil und Seligkeit der Reichsgenossen u. s. w. werden uns hier auf Grund der wichtigsten eschatologischen Schriften vorgeführt. Keine dieser Schriften gibt aber, wie der Verfasser sagt, ein fortlaufendes eschatologisches Drama und fast keine ist aus einem Guss. Sie sind vielmehr, die eine mehr, die andere weniger, zusammengesetzt aus den verschiedensten Traditionen, alte Stoffe sind neu verwendet, neue Lappen sind aufgetragen, neue Stücke von grösserem Umfang zwischen eingesetzt. Es scheint für den Eschatologiker charakteristisch zu sein, dass er möglichst alles, was er an eschatologischen Stoffen kennt, von überall her für seine Darstellung zusammenholt. Die Trennung des Jüdischnationalen und des Allgemeinmenschlichen, der irdischen und überirdischen Zukunftshoffnung, lässt sich, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, im einzelnen dabei nicht vollziehen. Es ergiebt sich aber aus dieser Schrift selbst am klarsten, inwiefern die behandelte Periode des Judentums eine Uebergangszeit ist, die vom altisraelitischen nationalen Geist zum universellen und übernationalen, ja ins Uebernatürliche greifenden Denken und Hoffen führte, und wie die altnationale Eschatologie allmählich durch eine ganz andersartige ersetzt wurde. Diese Nachweisung ist unseres Erachtens dem Verfasser wohl gelungen. So bildet seine Schrift eine wesentliche Ergänzung zu dem ebenfalls in diesem Jahre in Berlin erschienenen wertvollen Buche von Bousset: Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter."

Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung
Jahrg. 1903, Nr. 157, 15. Juli

Chronik der Christlichen Welt

11. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 30. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimmen zu den Eisenacher Beschlüssen; Das Diensteinkommengesetz der preußischen evangelischen Pfarrer und die Not der Hilfsprediger — Versammlungen: Die Gemeinschaftskonferenzen zu Gnadau und Eisenach (Schluß) — Personalien.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

---

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.**AlfredSmith**

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Soeben erscheint:

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz 1903 von **D. Lütgert,** Professor der Theologie in Halle. 27 Seiten. 75 Pfg.

Reich Christi Verlag **Berlin W. 10**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg